



DROEMER*





ANNIKA STRAUSS
MIT SEBASTIAN FITZEK

REM

HORROR-THRILLER

DROEMER*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de



Originalausgabe März 2026
© 2026 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG
Landsberger Straße 346, 80687 München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur, München.
www.ava-international.de
Redaktion: Regine Weisbrod
Gestaltung und Abbildungen Umschlag:
Jörn Stollmann, Raschke Entertainment, mit Carola Bambach,
Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH, unter Verwendung von
Motiven von Jörn Stollmann, Adobe Firefly und Shutterstock.com
Abbildungen im Innenteil: Jörn Stollmann, Raschke Entertainment
Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-57076-0

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

2 4 5 3 1

*Für Roman Hocke
und
Markus Michalek*



Wenn es innerhalb des Themenspektrums Gewalt und Missbrauch einen Aspekt gibt, der dich triggern könnte, empfehlen wir dringend, dieses Buch nicht zu lesen. Es ist wirklich ein Horror-Roman!

Autorengarantie: Dieses Buch wurde ohne künstliche Intelligenz geschrieben.



REM-Schlaf, von englisch »rapid eye movement«, rasche Augenbewegung. Auch paradoxer Schlaf genannt. Eine Schlafphase, in der die meisten Muskeln gelähmt sind und die durch schnelle Augenbewegungen bei geschlossenen Lidern gekennzeichnet ist.

Im REM-Schlaf arbeitet das Gehirn fast so intensiv wie im Wachzustand und sorgt für extrem lebhafte, intensive Träume.



KAPITEL 1

Was hast du gesehen?« Jörg schaute in den Rückspiegel, den er schräg gestellt hatte, um einen Blick auf das zitternde Mädchen zu haben, das in seine Daunenjacke gehüllt auf der Rückbank lag. Die Knie hatte sie bis unters Kinn angezogen, die klatschnassen Haare klebten ihr wie blonder Seetang an der Stirn.

»Um Himmels willen, Alysee. Schatz, wenn du was gesehen hast, dann darfst du jetzt nicht einschlafen, hörst du?«

Die krampfende Vierjährige zeigte keinerlei Anzeichen, dass es ihm gelungen war, zu ihr durchzudringen. Panik stieg in ihm auf, während er angestrengt versuchte, den Wagen auf der schneebedeckten Fahrbahn unter Kontrolle zu halten.

Er war sicher, dass seine Tochter etwas gesehen hatte, sonst wäre sie nicht weggelaufen und müsste jetzt nicht auf der Rückbank seines Wagens um ihr Leben kämpfen. Kein Zweifel: Der wichtigste Mensch in seinem Leben stand im Begriff, über die Schwelle jener Tür zu gehen, von der es hieß, sie ließe sich nur von einer Seite aus öffnen. Von der der Lebenden. Wäre man einmal durch sie hindurchgegangen, verschließe sich einem der Rückweg auf ewig. »Es ist noch nie jemand zurückgekommen«, sagten die meisten Menschen, wenn sie über die Welt da-

nach sprachen. Die Welt nach dem Tod. Aber was wussten die *meisten* schon? Diese glücklich ahnungslose Mehrheit. Einige wenige hatten es vielleicht sogar einmal riskiert, ein Ohr an die Tür zum Jenseits zu pressen; womöglich hatten sie das Klopfen und Stöhnen und die gequälten Schreie derjenigen gehört, die verzweifelt um Wiedereinlass ins Reich der Lebenden bettelten. Kaum jemand allerdings hatte bislang all seinen Mut zusammengenommen und sich vors Schlüsselloch gekniet, um einen Blick hindurch zu wagen. Auf das Gegenteil alles Menschlichen. Auf die Abwesenheit von Liebe.

Aus Angst und Panik um seine Tochter konnte Jörg kaum noch die Spur halten auf der halsbrecherischen Fahrt Richtung *de Ville*, einem herrenhausähnlichen Anwesen in den Wäldern am Stadtrand, von dem alle glaubten, es wäre nur ein Hotel.

Kasimir, sein bester Freund und Forschungspartner, hatte es von seinen Eltern geerbt, die ganz offensichtlich der französischen Sprache nicht mächtig gewesen waren. Während eines Urlaubs in der Provence hatten sie sich in den Namen verliebt, ohne zu wissen, dass *Hotel de Ville* im Französischen für »Rathaus« stand.

Laut Navi, das Jörg eingeschaltet hatte, um sich angesichts seiner Panik auf gar keinen Fall zu verfahren, war es noch 2,7 Kilometer entfernt.

Er bog von der Landstraße und beschleunigte mit durchdrehenden Reifen in einen asphaltierten Pfad hinein, nicht breiter als ein landwirtschaftlicher Forstweg. Die einzige Zufahrt zum *de Ville*.

Hinter ihnen war es bereits Nacht geworden, viel zu

früh für diese Uhrzeit, selbst im November. Der Weg vor ihnen hingegen lag noch im leichten Dämmerlicht.

Jörgs Blick streifte den Rückspiegel, und für einen Moment vergaß er zu atmen. Alysee zitterte nicht mehr. Beherzt griff er nach hinten, zerrte sich dabei den Oberarm und rüttelte an ihrem Bein. »Kannst du mich hören?«, fragte er und stellte mit Schrecken fest, dass ihre Lippen genauso aussahen wie die ihrer Mutter. *Helen*. Als sie starb. Gräulich-blau wie kalter Marmor.

»Bitte, sprich mit mir! So wie vorhin am See.«

Er blinzelte heftig, so als hätte der alte Golf seine Windschutzscheibe verloren, und die Schneeverwehungen würden ihm ungehindert ins Gesicht klatschen.

Nicht schon wieder. Ich darf sie nicht auch noch verlieren.

So wie Helen.

Mit den Fingern berührte er seine Stirn, auf der sich früher die Abdrücke des Somnakulars abgezeichnet hatten wie die einer Taucherbrille. Jetzt trug Alysee diese Furchen im Gesicht, obwohl sie das klobige Ding vermutlich nur ganz kurz aufgesetzt hatte. Es war nicht aufgeladen gewesen, wieso auch, wo sie doch beschlossen hatten, es nie wieder zu benutzen. Das Ding hatte sicher nicht länger als fünf Minuten Saft gehabt, aber die hatten anscheinend gereicht, um Alysee in Todesangst zu versetzen. So sehr, dass sie in Panik zum See gerannt und dort auf dem viel zu dünnen Eis eingebrochen war.

Gottverdammmt.

Wieso nur hatte er sein Arbeitszimmer nicht abgeschlossen? Noch dazu nach einer durchgearbeiteten Nacht,

nach der ihm die Augen zugefallen waren. Weil er vergessen hatte, seine Pillen zu nehmen.

So hatte er nicht bemerkt, dass sie sich in sein Arbeitszimmer geschlichen und das Somnakular geklaut hatte.

Wieso habe ich es nicht weggeschlossen, wie Kasimir es verlangt hat?

Auch das Klacken, als die Terrassentür zum Garten ins Schloss fiel, hatte er nicht gehört. Durch die Alysee gegangen sein musste. Oder vermutlich eher gerannt war. Den kleinen Pfad an den Nachbarsgärten vorbei, den Hang hinunter zum See, den ganzen langen Weg mit den nackten Füßchen.

Erst das scheppernde Geräusch des vom Sturm bewegten Fliegengitters hatte ihn aus dem Schlaf gerissen. Instinktiv hatte er gespürt, dass seine Tochter in Gefahr war. Und seine Instinkte hatten ihn in die richtige Richtung gelenkt. In dem Moment, als sie durchs Eis brach, traf er ein.

»ALYSEE!!!«

Panisch hatte er ihren Namen gerufen und das Gefühl gehabt, damit die Dunkelheit beschworen zu haben. Grauschwarze Wolken hatten sich hinter ihm aufgetürmt, als er auf dem Bauch liegend weiter und weiter an sie rangerobbt war, bis er ihren Arm packen konnte. Fast wäre sie ihm entglitten, so reglos trieb sie im Wasser, und für einen endlosen Augenblick hatte er das Schlimmste befürchtet. Doch dann hatten sich ihre kleinen Finger um seine Hand gekrallt. Als er sie rauszog, hustete sie, spuckte Wasser und weinte.

Keuchend hatte er Alysee zum Auto getragen und sie

von ihren durchnässten Kleidern befreit, mit festem Griff ihren kleinen Körper in die Arme genommen und sie von oben bis unten abgerubbelt. Dabei hatte er verzweifelt versucht, sie zum Sprechen zu bringen, doch die Kleine war völlig starr vor Angst. Jörg machte sich furchtbare Vorwürfe, und gerade als ein Schmerz, so stark und tief wie nie zuvor, seinen Körper durchströmen wollte, hatte er kaum hörbar ihr zartes Stimmchen gehört. Brüchig wie eine vertrocknete Feder.

»Mir ist so kalt«, hatte Alysee geflüstert, und Tränen der Erleichterung lösten sich aus Jörgs Augen.

So schnell er konnte, hatte er sie in seine Daunenjacke gehüllt und Kasimir auf die Mailbox gesprochen, dass er im *de Ville* alles für die Notfallbehandlung in die Wege leiten solle.

Noch zwei Kilometer!

Jörg beschleunigte weiter, erreichte aber nur, dass die Reifen auf dem gefrorenen Untergrund durchdrehten und der Wagen für einen Moment zur Seite ausbrach.

»Ich friere so, Papa!«

Er überlegte, die Heizung anzuschalten, entschied sich aber dagegen. Wärme machte müde. Statt die Heizung hoch drehte Jörg das Radio auf. Ein Song von Madonna aus den Achtzigern erfüllte den Wagen.

Feels like I'm going to lose my mind, sang die Queen of Pop, während Alysee auf dem Rücksitz weiter zitterte und paralysiert in eine Welt starrte, die nur sie sehen konnte.

Borderline. Ausgerechnet.

»Komm, sing mit!«, forderte er Alysee auf, wohl wis-

send, dass sie den Text nicht konnte, aber so etwas hatte sie noch nie davon abgehalten, laut mitzusingen, wann immer ihr ein Lied gefiel.

Der Wagen rutschte erneut hin und her, doch Jörg dachte nicht daran, einen Gang herunterzuschalten. Er hatte kaum noch Zeit. Egal wie, er musste sie ins *de Ville* bringen. Dort würde Kasimir das Mittel haben, das ihm ausgegangen war. Zusammen mit der Polysomnografie war es ihr einziger Schutzschild, seit ihnen vor einem halben Jahr klar geworden war, was sie entdeckt hatten. Etwas, das niemals in die falschen Hände gelangen durfte. Wie Plutonium es nie hätte tun dürfen. Nur dass ihre Entdeckung noch sehr viel größere Gefahren barg.

Just try to understand. I've given all I can. 'Cause you got the best of me.

Jörg dachte gerade darüber nach, wie eigenartig genau der Text des Songs zu dieser grauenhaften Lage passte, in der sie steckten, als er auf einmal das Gefühl hatte, Alysee hätte ihn mit der eiskalten Hand am Nacken berührt. Als er in den Rückspiegel blickte, setzte sein Herzschlag für einen Moment aus. Es war nicht Alysee, sondern die Dunkelheit, die ihre Finger nach ihnen ausstreckte. Sie war jetzt noch intensiver, von einem beinahe unnatürlichen Schwarz. Wie ein dunkles Loch, das zwar noch Hunderte Meter entfernt war, jedoch näher und näher vorrückte.

Blitzschnell schoss sein Arm nach hinten. Energisch schüttelte er den kalten Körper seiner Tochter. Ihre Augen standen offen, aber war sie wach?

»Alysee, bleib bei mir!!!«

Es gab einen lauten Knall, als der altersschwache Kleinwagen ein Schlagloch überfuhr. Nicht nur Jörg erschrak, sondern auch Alysee.

Sie hustete.

Gott sei Dank!

Noch nie hatte sich dieses Geräusch so gut angefühlt.

»Alles okay bei dir?«

Sie nickte, dann – mit Blick durch das Seitenfenster, auf dem der Schnee zu Regentropfen kondensiert war – sagte sie ihren ersten längeren Satz: »Mama duscht wieder zu lange!«

Jörg schluchzte vor Freude auf.

»Ja, Schatz, das tut sie!« Er zog die Nase hoch, schaltete den Scheibenwischer eine Stufe höher und rang sich ein Lächeln ab. »Das ist unerhört von ihr, nicht wahr, Alysee?«

Ihr Vater-Tochter-Insider war ebenfalls während einer Autofahrt durch einen Sturm entstanden. Vor über einem Jahr. Es hatte wie aus Eimern geregnet, und Alysee hatte ihn gefragt, wie es Mama dort oben im Himmel jetzt wohl gehen möge bei dem Unwetter.

»Es geht ihr wunderbar«, hatte er geantwortet. »Sie ist ja für den Regen hier verantwortlich. Ich habe dir doch erzählt, wie gerne sie duscht, Alysee. Und jetzt duscht sie im Himmel schon so lange, dass hier unten alles überflutet wird!«

So wie heute. Wie jetzt, in diesem Moment, als sie endlich die Zufahrt des *de Ville* erreichten.

Das aus gewaltigen Sandsteinquadern errichtete Hotel ragte wie eine majestätisch beleuchtete Festung aus der

Einsamkeit hervor. Die cremefarbene Fassade, zu einem Teil von wildem Wein bewachsen, sorgte unter normalen Umständen für eine gemütliche Aura. Heute kam es Jörg so vor, als hätte jemand dem *de Ville* ein Tarnnetz übergeworfen.

Direkt vor dem Eingang legte er eine Vollbremsung hin, zerrte die Handbremse hoch und riss fast gleichzeitig die Tür auf.

»Ich bin gleich wieder da. Du darfst nicht einschlafen!«, ermahnte er Alysee erneut, dann eilte er das kurze Stück zum Hoteleingang, wo sein bester Freund gerade durch die gläserne Drehtür ins Freie trat. Dr. Kasimir Stahl hatte sich seit ihrer gemeinsamen Studienzeit an der Technischen Hochschule optisch kaum verändert. Schon in jener Zeit hatte er in den Vorlesungen einen dreiteiligen Westenanzug mit Einstecktuch getragen. Damals hatte ihm das den Spott seiner Kommilitonen eingebracht, heute sicherte es ihm den Respekt seiner betuchten Gäste fast so verlässlich wie seine »Luxusyacht-Visage«. So hatte Helen Kasimirs Gesicht bezeichnet, mit dem markanten Kinn, dem Dreitagebart und den mittlerweile ergrauten Locken, die ihm in die wettergegerbte Stirn fielen.

»Ist alles vorbereitet?«, fragte Jörg ihn unter dem Schutz eines baldachinartigen Vordachs.

Kasimir antwortete nicht. Anders als sonst begrüßte er ihn auch nicht, indem er ihn so heftig umarmte, dass ihm die Luft wegblieb. Im Gegenteil, er schien überhaupt nicht an ihm interessiert. Mit sorgenvoller Miene sah er aus rot geränderten Augen über Jörgs Kopf hinweg zum

Wagen und damit zu Alysee, die sich auf der Rückbank aufgerichtet hatte.

»Gib ihr das!«, sagte er endlich und reichte ihm eine Spritze.

Jörg musterte das Etikett auf dem Zylinder. »Hast du den Verstand verloren?«

»Ich glaube, ich bin von uns beiden der Einzige, der hier noch klar denkt«, entgegnete Kasimir.

Jörg hob entgeistert beide Hände, dann deutete er zu Alysee, ohne sich nach ihr umzudrehen. »Ich habe dich angerufen, damit du ihr das Hypnex gibst.« Ihr selbst entwickeltes natürliches Aufputschmittel, das Alysee erst einmal lange genug wach halten würde. Und das ausgerechnet er selbst vergessen hatte einzunehmen, bevor ihm am Schreibtisch die Augen zugefallen waren. »Aber das hier?« Jörg schüttelte die Spritze mit dem für den Körper einer Vierjährigen viel zu hoch dosierten Betäubungsmittel. »Damit bringe ich sie um!«

Sein bester Freund und Forschungspartner nickte. »Allerdings tust du das, mein Freund«, sagte er mit Tränen in den Augen. »Du wirst sie töten. Denn es ist die einzige Chance, die uns jetzt noch bleibt.«

KAPITEL 2

Jörg drehte sich um, überprüfte, ob sich Alysee noch im Wagen befand oder ob sie womöglich ausgestiegen war und mitbekommen hatte, welcher Wahnsinn in seinen besten Freund gefahren war.

Die Dunkelheit war noch einmal näher gerückt, und er konnte seine Tochter nur noch schemenhaft im Inneren des Wagens erkennen.

»Himmel, Kasimir. Sie ist deine Patentochter!« Er drehte sich wieder zu seinem Freund um und deutete durch die Glasfront des *de Ville* hindurch in die prunkvolle Lobby hinein, die aktuell verwaist war.

Kasimir schüttelte den Kopf. »Sie kann hier nicht rein, Jörg.« Er schluckte schwer, machte aber keine Anstalten, den Weg freizugeben. Stattdessen zeigte er auf die Spritze, die Jörg weiterhin in der Hand hielt. »Du weißt, was uns gerade erst passiert ist. Wir haben die Katastrophe nur mit Mühe in den Griff bekommen.«

»Und du weißt, dass es bei Alysee anders ist.«

Kasimir machte eine abwehrende Handbewegung. »Komm mir bitte nicht wieder mit deiner Antidot-Theorie ... Gegen diesen Wahnsinn gibt es kein Heilmittel.«

»Ich kann es beweisen. Gib mir Zeit, lass mich weitere Tests machen, bitte, Kasimir.«

Er flehte. Erfolglos.

»Es tut mir leid, das Risiko ist zu groß.« Kasimir blickte auf die Spritze in Jörgs Hand. »Du weißt, was zu tun ist.«

»Bitte, das kann nicht dein Ernst sein!« Jörg spürte, wie ihm wieder Tränen übers Gesicht liefen. »Bei Alysee ist es nicht wie bei den anderen. Wir werden ihren Schlaf überwachen, so wie wir es bei uns gegenseitig auch tun. Sobald sie in den REM-Schlaf driftet, wecken wir sie auf. Es wird nichts passieren. Ich verspreche es dir.«

Sein Freund seufzte und schüttelte den Lockenkopf. Auch er weinte jetzt. »Sie muss sterben. Und du weißt es.«

»Nein, nein, nein!« Jörgs Stimme überschlug sich. »Das ist Wahnsinn. Sie hat ja noch nicht einmal geschlafen. Da bin ich mir sicher«, log er.

Kasimir senkte den Blick. »Sie ist ins Eis eingebrochen. Du kannst nicht ausschließen, dass sie dabei kurz das Bewusstsein verloren hat.«

»Doch, kann ich! Ich war die ganze Zeit bei ihr. Am See. Im Auto. Sie hatte kein einziges Mal die Augen geschlossen!«

Kasimir musterte ihn, und sein Blick wurde wieder fester. Dann verengten sich seine Augen zu Schlitzern. »Was ist das?«, fragte er ihn misstrauisch.

»Was meinst du?«

»In deinem Gesicht. Die Abdrücke.«

»Unmöglich. Ich trage das Somnakular schon ewig nicht mehr.«

Kasimir schüttelte den Kopf. »Ich rede nicht von Furchen an deiner Stirn oder am Mund. Ich meine seitlich. An der Wange.«

Jörg fasste sich ins Gesicht. Und spürte die Einkerbung. An der Stelle, an der sich die Kante des Notizblocks, auf dem er gelegen hatte, tief in seine Haut gegraben hatte.

Kasimir trat einen Schritt zurück. Der Sturm rüttelte am Vordach und schien nicht nur Schnee und Regen, sondern auch den Geruch der Verzweiflung mit sich zu führen. Der bittersüße, faulig ranzige Geruch eines Dilemmas. Jörg fragte sich, ob er selbst diesen Mix aus verfaulter Grapefruit und abgestandenem Schweiß produzierte oder ob Kasimir der Urheber war.

»Vielleicht hast du recht, und Alysee hat wirklich nicht geschlafen«, murmelte Kasimir. Dann, sehr viel lauter, fügte er hinzu: »Aber ich fürchte, *du* hast es getan!«

»Was?«, entfuhr es Jörg.

»*Du* hast geschlafen.«

»Nein ...«

»Und du hast dein Hypnex nicht genommen«, fuhr Kasimir fort.

Das Aufputschmedikament. Einhundertmal stärker als Koffein.

»Doch! Das habe ich!«

»Lügner!«, herrschte sein Freund ihn an. »Du wärest nicht hier, wenn du noch etwas gehabt hättest. Dann hättest du Alysee gleich nach Hause gebracht und ihr etwas davon gegeben. Wozu der Weg hierher?«

Jörg hob beschwörend die rechte Hand, als stünde er vor Gericht, was er im weitesten Sinne wohl auch tat. Er stand vor Kasimir und damit vor einem Richter, der für die Todesstrafe plädierte.

»Ich habe meine Pillen genommen«, log Jörg. »Und ja, vielleicht sind mir kurz die Augen zugefallen, bevor ich Alysee zum See hinterhergerannt bin. Aber das waren höchstens ein paar Sekunden, viel zu kurz, als dass ich ...«

Etwas in Kasimirs Blick brachte ihn dazu, mitten im Satz abubrechen. Und dann konnte er es spüren – wie beim ersten Mal vor sechs Monaten.

Die Haare an den Armen, am Rücken und auf dem Bauch stellten sich auf. Ein heiß-kalter Schauer durchströmte seinen Körper. Langsam drehte er sich um und blickte wieder zu seinem Wagen. Die Dunkelheit, die sie bis hierher verfolgt hatte, war nun vollends angekommen und hatte das Auto verschlungen. Jetzt kam sie geradewegs auf ihn zu.

Jörg hörte Alysees Schreie von der Rückbank, auch Kasimir hinter ihm schrie, aber vor allen Dingen hörte er das Knacken. Ein Geräusch, wie wenn jemand einen Tannenzapfen zertrat, nur dass es von den Wirbeln seines Rückgrats stammte, die nach und nach, jeder einzelne, von der Wirbelsäule brachen. Jörg konnte nichts mehr sehen, weder seine Tochter noch das *de Ville* oder Kasimir, weil etwas Zähflüssiges von innen gegen die Wände seiner Augäpfel klatschte. Vermutlich Hirnflüssigkeit. Als Nächstes wurde sein sterbendes Ich über die Schwelle jener Tür gerissen, von der die Mehrheit sagte, man könne sie niemals wieder von innen öffnen. Niemals wäre jemand wieder zurückgekehrt. *Aber was wissen die schon?*, dachte Jörg, während er seine Welt und all das, wofür er gelebt, gearbeitet und geliebt hatte, ge-

gen ein Meer aus Schmerzen eintauschte. Bis von seiner Gegenwart nichts weiter blieb als ein feiner Blutnebel, den der Sturm hoch hinaustrug, weit über das Dach des vermeintlichen Hotels in die Dunkelheit der Wälder hinein.

KAPITEL 3

ALYSEE
21 JAHRE SPÄTER

Mama?«, ließ sie das kleine Mädchen rufen, dessen von der Irrwanderung durch die Nacht wund gescheuerten Füße eine feine, rote Spur im Schnee hinterließen. »Mama, wo bist du? Ich brauche deine Hilfe!«

»Hm!« Alysee legte den Kopf schräg und blickte auf den Monitor.

Zu dunkel, zu rostig, dachte sie unzufrieden. Das Blut hatte sie nicht gut hinbekommen.

Und die Fenster!

Jedes Mal, wenn sie die Gebäudefront auf dem fertigen Startbildschirm betrachtete, hatte sie das seltsame Gefühl, ungenau gearbeitet zu haben. Irgendein Detail war nicht richtig. Waren die Rahmen zu schmal? Oder die Scheiben nicht stumpf genug?

Das Einzige, was ihr ohne Zweifel gut gelungen war, war die Verzweiflung in der Haltung *Airas*, des Hauptcharakters, nach dem ihr Horror-Game benannt war.

Aber das ist ja auch keine Kunst.

Man musste kein psychologisches Genie sein, um zu erkennen, dass Alysee mit dem von ihr programmierten Computerspiel das eigene Kindheitstrauma verarbeitete. Dass Aira stellvertretend für sie auf der Suche nach ihren

Wurzeln war. Nach den Eltern, die Alysee schmerzlich vermisste. Ihrer Mutter, die sie erst gar nicht kennengelernt hatte, und ihrem Vater, an dessen Tod Alysee sich bis heute die Schuld gab.

»Du darfst nicht einschlafen!«

Sein letzter Satz. Und sie hatte sich nicht an ihn gehalten, obwohl sie es doch so sehr versucht hatte. Aber ihr war unendlich kalt gewesen, sie hatte sich zutiefst erschöpft gefühlt. Und so war sie gegen ihren Willen, gegen den flehentlichen Befehl ihres Vaters, ins verbotene Reich der Träume geglitten – und als sie wieder erwachte, war ihr Vater tot. Und sie eine Waise.

Wie soll ich mir bitte nicht die Schuld daran geben?

»Dein Vater ist von einem Wolf in den Wald gezerrt worden«, hatten die Mareks ihr erzählt, und das auch erst, nachdem Dr. Holm, ihr Kinderpsychiater, ihnen dazu geraten hatte. *»Wenn Ihre Pflegetochter nicht verinnerlicht, dass sie keine Schuld am Tod ihres Vaters trägt, werden Alysees Schlafstörungen noch sehr viel schlimmer werden«*, hatte er ihnen prophezeit.

Also hatte sich das gutmütige Lehrerehepaar ein Herz gefasst und ihr die Sache mit dem Wolf bei einer heißen Schokolade in dem Reihenhauswohnzimmer am Stadtrand von Berlin-Spandau erzählt – in der Hoffnung, dass Alysee ihre Schlafverweigerungshaltung aufgeben würde, unter der sie alle litten, weil sie Angst vor den Albträumen hatte. Genauer gesagt vor dem einen, immer gleichen Albtraum, der sie als Kind nahezu jede Nacht heimgesucht hatte. Der, in dem sie auf der Rückbank eines Autos saß und fassungslos ihr Gesicht im Rückspie-

gel studierte. Ihr linkes Auge. Hinter dem sich *etwas* bewegte.

Eine rote Hand. Sie drückte sich von innen gegen das Weiße des Augapfels, als wäre es ein halb transparentes, milchiges Gummituch, das die rote Hand zerreißen wollte, um sich danach wie eine Made aus ihren Augenhöhlen herauszuwinden. So bizarr übernatürlich und doch so real, dass Alysee sich nach dem Aufwachen am liebsten die Augäpfel wund gekratzt hätte, um sich von dem in ihrem Kopf lebenden Parasiten zu befreien. Der Parasit hatte sich nicht nur bewegt, sondern auch eine Stimme gehabt, die ihr damals noch lange nach dem Aufwachen durch den Kopf geallt war. Die Stimme einer gequälten, erwachsenen Frau, die sie anflehte: »*Bitte lass mich raus! Lass mich raus!*«

Je älter sie wurde, umso mehr fragte sie sich, ob diese Worte ihrem Unterbewusstsein entsprangen, das ihr zu verstehen geben wollte, dass sie nicht nur am Tod ihres Vaters, sondern auch an dem ihrer Mutter schuld war. Denn die Erklärung der Pflegeeltern in Bezug auf das Schicksal ihrer Mutter schien ihr noch unglaubwürdiger als ihre Beteuerungen, Alysee habe den Tod ihres Vaters nicht zu verantworten.

»*Dein Papa hat deine Mama auf dem Gewissen*«, hatten Susi und Valentin behauptet, allerdings ohne konkret auf eine ihrer tausend Nachfragen einzugehen. Vermutlich in der Hoffnung, dass die Vorstellung, einen »bösen« Vater gehabt zu haben, ihren Wunsch, sich intensiver mit der eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen, im Keim ersticken würde. Das Gegenteil war eingetreten.

Das Verlangen, etwas über ihre Herkunft zu erfahren, war nicht kleiner, sondern größer geworden. Und von diesem Zeitpunkt an untrennbar mit der Angst verbunden, damit auch etwas über sich selbst herauszufinden. Etwas, das besser im Verborgenen geblieben wäre.

Wenn mein Vater ein schlechter Mensch war, steckt es dann auch in mir? Und will es sich wie in meinem Albtraum aus mir herausschälen? Das Böse! Um sich zu verwirklichen?

Von diesem Gedanken an hatte Alysee das sichere Gefühl gehabt, dass sie von einer dunklen Macht beherrscht wurde. Einer Macht, die in ihr steckte und die nur allzu gerne befreit werden wollte. Aus diesem Grund hatte sie erst recht beschlossen, nicht mehr zu schlafen, um nie wieder träumen zu müssen, auch um diese grausame Stimme nicht mehr hören zu müssen.

»Bitte lass mich raus!«

Nie wieder.

Dank ihren Pflegeeltern und Dr. Holm hatte sie als Kind gelernt, dass ihr Schlaftabletten einen traumlosen Schlaf ermöglichten. Sie hatten geglaubt, Alysee müsste die Pillen nur eine Zeit lang nehmen, um die Angst vor dem Schlafen wieder zu verlieren. Doch da hatten sie sich getäuscht.

Sie schluckte sie noch heute. Sie war längst abhängig gewesen, als Dr. Holm sie bei ihr absetzte. Danach war es in jungen Jahren ein großes Problem gewesen, an die Schlaftabletten heranzukommen. Sie hatte die Medikamentenschränke im Wohnhaus ihrer Mitschülerinnen plündern oder den alten Apotheker beklauen müssen,

während ihr bester Freund Nico ihn ablenkte. Heute war es natürlich einfacher, sich die Mittel zu beschaffen, die ihr einen kurzen, aber traumlosen Schlaf verschafften. Wenigstens benötigte sie nie mehr als eine Packung im Vierteljahr. Eine Tablette alle achtundvierzig Stunden. Mehr Schlaf brauchte sie nicht. Hatte sie nie gebraucht, solange sie zurückdenken konnte.

Ja, es sind die Fenster. Sie sind zu freundlich für das morbide Gebäude, stellte sie schließlich fest. Ein Blick auf ihr Handy verriet, dass sie für weitere Schönheitskorrekturen an der Grafik ihres Computerspiels keine Zeit mehr hatte. Und dass die unbekannte Berliner Nummer wieder versucht hatte, sie zu erreichen (wie schon seit knapp zwei Wochen). Bei nicht gespeicherten Telefonnummern ging Alysee aus Prinzip gar nicht erst ran. Dieser Anrufer schien allerdings ziemlich hartnäckig zu sein.

Rasch bewegte sie den Cursor zum Upload-Button.

Es war noch dunkel draußen, und wenn es wieder einer dieser tristen Berliner Herbsttage werden würde, dürfte es in zwei Stunden kaum sehr viel heller sein. Dann, wenn um acht Uhr das fertige Spiel an der Hochschule zum Download bereitstehen musste. Außerdem erwartete ihr Professor, dass sie ihm persönlich die schriftliche Bachelor-Arbeit übergab. Die hatte sie zum Glück schon seit Wochen fertig. Nur bei ihrem Spiel fand sie einfach kein Ende. Sie wollte, dass es perfekt war.

Nach drei ärztlichen Attesten, mit denen sie Professor Pfahlkamp gezwungen hatte, ihr immer noch einen weiteren Aufschub zu gewähren, war seine Geduld nun am

Ende. Er würde kein weiteres Mal Nachsicht walten lassen, da war sie sicher. Dabei hätte ihr Survival-Horror-Game durchaus noch einen weiteren Feinschliff nötig gehabt. Vermutlich hatte sie sich mit ihrer praktischen Abschlussarbeit tatsächlich zu viel vorgenommen.

Erschöpft lehnte sie sich zurück, nippte an ihrem kalt gewordenen Kaffee und beobachtete, wie sich der Upload-Balken quälend langsam zum rechten Bildschirmrand bewegte.

In diesem Moment stöhnte der Mann mit dem blutig geschlagenen Gesicht hinter ihr in ihrem Bett laut auf.

KAPITEL 4

Nico krümmte sich im Schlaf. Vermutlich wegen der Schmerzen. Er stöhnte, wimmerte leise. Dann drehte er sich zur Seite.

Mal wieder schlief er in ihrem Bett, mal wieder hatte er bei ihr Zuflucht gesucht und bekommen.

Oh Mann.

Wenn ihre Mitbewohnerin Tina das mitbekäme, hätte sie einen weiteren Grund, sie aus der WG zu werfen. Das wäre dann endgültig *die letzte Flocke, die die Lawine ins Rollen brachte*, wie sie und ihre zweite Mitbewohnerin Elisa ihre Vermieterin immer zitierten. Ja, Männerbesuch wäre für Tina Stein sogar der perfekte Grund, ihr endlich die Kündigung in die Hand zu drücken.

Genauso perfekt wie die zwei überfälligen Monatsmieten, die Alysee ihr schuldete.

Die fünfzigtausend Euro für das dreijährige Studium an der privaten Hochschule samt Unterhalt hatte sie sich mühsam erarbeitet und zusammengespart – doch inzwischen war das Geld aufgebraucht. Sie hatte genauso wenig Rücklagen wie der Mann, der in ihrem Bett lag. Deswegen Gesicht aussah, als wäre er im Bad ausgerutscht und mit dem Auge auf den Wasserhahn geknallt, während die Lippe vom Waschbeckenrand zerquetscht wurde.

Trotz seiner Blessuren wirkte es friedlich, wie er da so

lag und schlief. Offenbar ohne einen der Albträume, die ihn sonst so oft heimsuchten. Auf der Stirn hatte sich trotzdem ein glänzender Schweißfilm gebildet, das dunkelblonde Haar war zerzaust. Gerne hätte sie sich einen Moment zu ihm gelegt.

So tun, als ob ich müde wäre.

So tun, als ob ich noch jede Menge Zeit hätte.

So tun, als ...

»Verdammt, das darf doch nicht wahr sein!«, stieß sie mit Blick auf den Monitor aus.

Download abgebrochen.

Das Dateigrößenlimit der Hochschule erlaubte für den Upload nur 1 Gigabyte. Ihr Spiel war 1,3 Gigabyte groß.

Mist. Verdammt.

Verzweiflung stieg in ihr auf. Ohne das Spiel, ohne ihre Abschlussarbeit, wäre sie durchgefallen. Während sie fieberhaft überlegte, welches Element sie löschen könnte, nahm sie ein Geräusch wahr: eine Vibration.

Mit den Augen suchte sie ihr kleines Berliner WG-Zimmer nach der Geräuschquelle ab. Ihr Smartphone konnte es nicht sein, das hatte sie dauerhaft auf stumm geschaltet. Ihr Blick fiel auf Nicos Jacke, die neben dem Bett auf dem Boden zwischen der schmutzigen Wäsche, den Büchern und den Zeitschriften lag. Schnell sprang sie aus ihrem Gamer-Stuhl – die ruckartige Bewegung nach Stunden des Sitzens bereute sie auf der Stelle – und griff in Nicos Jackentasche.

Sie starrte aufs Display: Es war Serdar, Nicos Mitbewohner.

Stumm nahm sie das Gespräch an.

»Alter, wo bist du? Hier waren gerade zwei Typen, die haben mich fast kaltgemacht, weil du nicht hier warst. Die wollen ihre Kohle von dir zurück, haben irgendwas von einem fehlerhaften Programm gefaselt ... Nico?«

Serdar war hörbar aufgebracht und atmete laut ins Telefon.

»Nico??? Die suchen dich! Nachdem ich gemeint habe, ich wüsste nicht, wo du bist, haben die irgendeinen Gustav angerufen. Der hat so laut durchs Telefon geschrien, dass ich alles mithören konnte. ›Ihr blöden Arschlöcher seid an der falschen Adresse«, hat er gebrüllt und ihnen dann Alysees Adresse gegeben. Hau da bloß ab, Alter!«

Scheiße.

Alysee beendete das Gespräch. Einen kleinen Funken irrationaler Hoffnung hatte sie noch gehabt, dass Nico auf seinem Roller wirklich von einem SUV geschnitten worden war, wie er ihr gestern weiszumachen versucht hatte. Und dass seine Platzwunden und das blutunterlaufene Auge nicht erneut die Folge seines KI-basierten Wettprogramms waren, das er den falschen Leuten verkauft hatte.

KI ist die Zukunft. KI wird uns Menschen irgendwann ersetzen. Seine Worte. Er war besessen von der Idee, damit reich zu werden. Aber anstatt was Sinnvolles zu programmieren, entwarf er ständig Programme, die den Ausgang von Pferderennen oder Fußballspielen vorhersagen sollten. Und die – fast immer – nicht funktionierten.

Enttäuscht sah sie zu ihrem besten Freund, der sich im Schlaf stöhnend die Bettdecke vom Leib strampelte. So, als würde er bereits um sein Leben rennen, wie Serdar ihm gerade am Telefon geraten hatte.

KAPITEL 5

NICO

Der Brombeerstrauch kratzte, als er mit dem nackten Bein daran hängen blieb. Sofort quoll dickes, rotes Blut aus der Schramme. Dennoch sprang er mit Schwung hinter den Busch.

»Hab dich!«, rief Nico.

Doch auch hier hatte sich Madeleine nicht versteckt, obwohl es ihr liebster Geheimplatz war. Mit eiligen Schritten verließ Nico den feuchten, schattigen Wald und lief über die Wiese zurück zum Elternhaus. Es sah viel größer aus als sonst, und jemand hatte sämtliche Vorhänge zugezogen.

Nico rannte, so schnell ihn seine Füße tragen konnten. Er hatte noch nicht in Barneys Hundehütte nachgeschaut. Der zweite Lieblingsplatz seiner kleinen Schwester. Er krabbelte mit dem Kopf voran hinein und hielt die Luft an. Er hasste den säuerlich-muffigen Gestank. Aber auch Barneys haarige Decke, die fast die ganze Hundehütte ausfüllte, war leer. Keine blonden Locken, die herumwirbelten, kein helles, freudiges Quieken. Statt der kleinen Finger, die ihn sonst fröhlich am Arm oder an der Schulter packten, spürte Nico plötzlich etwas am Bein.

»Aus!«, schrie er, weil Barney an seiner Wunde leckte. Als er sich zu dem alten schwarz-braunen Schäferhund mit dem weiß gewordenen Gesicht umdrehte, fletschte

dieser bedrohlich die Zähne. Nico erstarrte, sah nur das Blut an Barneys Maul und die gelben, aber immer noch spitzen Zähne. An seinen Lefzen hatten sich dicke Speichelblasen gebildet. Nico hatte das gefährliche tiefe Knurren des Schäferhunds noch nie so nah gehört. Panik stieg in ihm auf, dass Barney ihm gleich an der Kehle hängen könnte. So, als hätte er diesen Moment schon einmal erlebt. Angsterfüllt blickte er an Barney vorbei zum Haus. Die Vorhänge waren jetzt zurückgezogen, und seine Mutter stand am Fenster. An jedem einzelnen Fenster.

Sie zeigte mit dem Finger auf etwas in der Ferne, doch Nico konnte es nicht erkennen.

Barney knurrte und geiferte noch immer Angst einflößend, als dazwischen etwas anderes an Nicos Ohren drang: die Trompeten und Trommeln der Blaskapelle.

Und mit einem Mal stand er mitten im Getümmel. Die Dorfbewohner hatten sich auf der Wiese oberhalb des Elternhauses zusammengefunden, und die Blaskapelle spielte eines ihrer Lieblingslieder, *Großer Gott, wir loben dich*.

Nico hatte es schon oft gehört, in der Kirche und bei Feiern im Dorf, doch heute klang es falsch. Die Töne zogen sich wie Kaugummi. Er entdeckte seinen Vater. Hatte er schon die ganze Zeit neben ihm gestanden? Er griff nach seiner großen, fleischigen Hand, doch sein Vater schüttelte ihn kommentarlos ab, drehte sich stattdessen ständig in alle Richtungen, schien nach etwas Ausschau zu halten.

Zwischen all den Erwachsenen fühlte Nico sich noch kleiner als sonst. Als würde ihn einfach niemand sehen.

Tante Maren stand auch in der Gruppe, sie sprach mit zwei Männern, die Bier tranken, und sie lachte wie verrückt. Dann zählten alle auf einmal laut von fünf rückwärts. Nico stieg mit ein. »... drei ... zwei ... eins!«

Die Menschen jubelten, und endlich brannte der große Holzhaufen, um den sie herumstanden. Der Mann, der die Fackel in den Scheiterhaufen geschmissen und damit das jährliche Osterfeuer entzündet hatte, lief an ihm vorbei. Nico erschrak fast zu Tode, denn der Mann hatte kein Gesicht. Dort, wo sich Augen, Nase und Mund befinden sollten, gab es nur eine fleischfarbene glatte Fläche.

Kein anderer schien es bemerkt zu haben, denn die Umstehenden hielten munter ihre Stöcke mit Wurst und Teig ins Feuer. Die Kapelle spielte wieder ihre verzerrte Musik, bis mit einem Mal Tante Maren zu schreien begann. Es war herzerreißend. Immer mehr Frauen und auch Männer stimmten in ihr Geschrei mit ein. Sie weinten, manche sanken auf die Knie, andere hielten sich die Hände vors Gesicht oder lagen einander in den Armen.

Und mit einem Mal konnte Nico das Feuer schmecken. Während er die rauchige Note auf der Zunge befühlte, befreite sich etwas aus den Flammen.

Es sah aus wie eine kleine Puppe, die sich aus dem Osterfeuer herausschälte. Eine brennende kleine Puppe.

Sie hatte keine Haare mehr, und die Haut war so schwarz und brüchig wie die Holzkohle, die sein Vater im Sommer zum Grillen verwendete. Dort, wo die Haut aufgeplatzt war, glühte es orange – so ähnlich wie auch die Augen der Puppe. Sie stand ganz und gar in Flammen und kam direkt auf ihn zu. Jetzt streckte sie den rechten

Arm nach ihm aus. Nicos Herz hämmerte wie wild in seiner Brust, und der Rauch drückte in die Lungen. Er konnte kaum noch atmen.

Die Puppe öffnete den Mund, und Nico hatte das Gefühl, als könne er die Sonne darin sehen. Mit brennenden Lippen formte sie Worte, die Nico nicht verstand.

Sein Vater, Tante Maren und die anderen Dorfbewohner drehten sich alle gleichzeitig um und zeigten mit dem Finger auf ihn.

Nico hielt den Atem an und wollte die Augen schließen. Aber es ging nicht. Er sah der Puppe in die Augen. Die keine Puppe war, sondern seine Schwester.

Madeleine.

Jetzt weiß ich, wo du dich versteckt hast!

Im Stroh unter den Zweigen.

Großer Gott, wer hat es nur angezündet? Hat er dich denn nicht gesehen?

Während alle weiterhin auf ihn zeigten, kam Madeleine näher. Brennend!

Und als die Flammen sich wie eine Hand um seinen Arm legten, schrie er auf.